Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Leichmann.

(41. Fortsetzung.)

Velten bemerkte Martinas Verstimmung scheinbar nicht. Er fragte:

„Haben Sie die Novelle von Frau Heide gelesen, die ich Ihnen gestern mitgab?"

„Ja, natürlich. Ich verschlang sie noch gestern abend."

„Und wie gefiel sie Ihnen?"

„Nun, ich muß sagen, ein wenig unnatürlich kam sie mir vor. Wie kann jemand, den man für tot hält, wieder zurückkehren? Wie kann er sich derart verkleiden? Das kann er doch nicht verantworten."

„Wieso kann er das nicht verantworten? Nehmen Sie doch den Fall so, wie er wirklich ist. Der junge Maler liebte das reiche Mädchen, glaubte sich aber nicht wiedergeliebt. Sie trennten sich auf immer, der Maler verunglückt, und das Mädchen merkt erst, als sie seinen Tod erfährt, daß sie ihn lieb hatte. So etwas kommt doch im Leben oft vor, nicht?"

Martina nickte tieferrötend und fragte leise:

„Und weiter? Jetzt kommt erst das Unnatürliche."

„Also: der Maler wird jedoch wieder gesund und erfährt von so manchen Seiten, daß er doch noch Hoffnung habe, und will sich dem Mädchen wieder nähern. Aber er traut den Versicherungen der anderen nicht, er will sich selbst überzeugen — und so nimmt er die Verkleidung an."

Velten schwieg und sah auf seine Begleiterin, die sinnend neben ihm her schritt. Dann blieb sie plötzlich stehen und sah sich um. Sie waren bei den ersten dunklen Stämmen angelangt, die schwarz in den rotglühenden Himmel ragten. Feierstille lag rings auf den Feldern, zweifache Feierstille: die des Herbstes und die des sinkenden Tages. Velten wurde heiß, als er so nahe und so allein neben Martina stand. Mit einer raschen Bewegung öffnete er seinen hellen Herbstmantel. Martina war unwillkürlich seiner Bewegung mit den Augen gefolgt, und nun blieben sie starr auf einem Gegenstand haften. An der Uhrkette des jungen Mannes hing ein alter, dunkler Taler. Martina deutete mit zitternder Hand darauf:

„Ist das ein Georgstaler?"

„Ja, Fräulein Martina — das ist ein Georgstaler."

„Woher — fanden Sie ihn im Nachlasse Ihres Bruders?"

„Fräulein Martina — ich könnte Ihnen nun sagen, daß ich ihn doch auf irgendeine Weise gefunden habe — erworben vielleicht — doch ich mag nicht mehr lügen. Sehen Sie mich doch einmal genau an — denken Sie sich den Bart weg" —

Martina rang nach Atem. Schon seit sie die Novelle Frau Gertas gelesen, hatte eine sonderbare Ahnung von ihr Besitz ergriffen. Und immer wieder schalt sie sich töricht, überspannt. Und jetzt — o Gott, sollte die Ahnung Wahrheit werden? War es nicht zu viel des Glückes? Sie warf einen scheuen, halben Seitenblick auf Velten, der bleich vor Erregung vor ihr stand.

„Martina — soll ich es in dürren Worten aussprechen? Sagte Ihnen die Novelle Gertas, die sie mir zuliebe schrieb, nicht genug? Erraten Sie endlich, endlich die Wahrheit?"

Er faßte ihre beiden bebenden Hände und fuhr fort, leidenschaftlich, hinreißend:

„Wie heißt es am Schlusse der Novelle? Sie fanden sich und blieben fürs Leben zusammen. Martina, nie wäre ich hierher zurückgekehrt, wenn ich nicht die Briefe Rosis an Gerta gelesen hätte, wenn ich nicht erfahren hätte, daß die Nachricht von meinem Tode Sie derart erschütterte. Das gab mir Mut. Frau Gerta pflegte mich, und wir schmiedeten miteinander die Pläne. Ich hätte mich wieder still davongeschlichen, wenn ich gesehen hätte, daß Sie mich vergessen und einen Ersatz gefunden hätten. Aber ich hörte und merkte bei meinem ersten Zusammensein mit Ihnen, daß Sie — noch immer ein kleines Interesse an mir haben. Martina — nun habe ich gebeichtet — können Sie mir verzeihen? — Können Sie den Betrug nun begreifen?"

Für Martina versank die Welt ringsumher. Sie dachte nicht daran, daß sie Heide ihr Wort gegeben hatte, daß Velten um ihr Vermögen nur freien könnte. Sie blickte mit unverhüllter Liebe in seine geliebten, ernsten Augen, die kein Glas mehr entstellend verhüllte. Sie mühte sich, ihre Hände frei zu bekommen. Doch Ginnord Velten zog sie nur näher an sich heran und flüsterte:

„Martina — nun sprich endlich — sag mir ein Wort — ein liebes." Martina liefen Tränen über die Wangen, stille, klare Freudentränen. Sie lehnte mit einer weichen, zärtlichen Bewegung ihre Wange in seine Hand und sagte leise:

„Ginnord — ich hab' dich lieb — und ich empfinde es als das größte, höchste Glück, daß du mir wiedergeschenkt bist."

Sie küßten sich, erst, daß schien es. Dann legte Martina ihre Hand in Ginnords Arm, und sie gingen den Weg zurück. Martina erzählte ihm von allem, alle Kämpfe, Zweifel, all ihr bitteres Mißtrauen.

Velten schüttelte verwundert den Kopf.

„Frau Gerta und Rosi? Ich hab' sie beide gern — besonders Gerta. Sie ist eine liebe, feine, gute Frau und verdient, glücklich zu werden. Was aber wird Heide dazu sagen?"

„Ach, er wird nicht allzu unglücklich sein. Er liebt mich nicht. Wir verstanden uns früher viel besser, als es noch den Reiz des Getrennten hatte. Von demselben Augenblick, als wir uns verlobten, wurden wir uns gleichgültig."

„Und Tante Ernestine?"

„Ja, die wird unglücklich sein. Ich werde es ihr ganz langsam nur beibringen und jetzt noch lange nicht. Aber vielleicht tröstet sie sich, denn sie fürchtet ja nur für ihre Fabrik. Wir bleiben ja aber nun hier. Nicht wahr? Ich gebe mein Geld und du deine Kunst. Tante Ernestine kann ganz zufrieden sein. Wir bauen uns eine Villa, hierher — neben dem Park, wo man die Aussicht auf die Ruine Reichenstein, die weite Ebene und auf das Schloß hat. Ginnord, wie gut war es doch, daß wir uns erst jetzt nach Trauer und Entsagungen fanden. Ich glaube, vor einem Jahr wäre ich dir keine vernünftige, ebenbürtige Lebensgefährtin gewesen. Aber heute kannst du es schon mit mir wagen."

Schelmisch lächelnd blickte sie in sein glückliches Gesicht. Er küßte sie noch rasch einmal, und dann sagte er:

„Jetzt gehen wir noch zu Onkel Obermeister. Die werden schauen! Sie prophezeiten mir nämlich immer, daß ich zu spät gekommen wäre. Aber nun halte ich es fest, das Glück.

* * *

Georg Heide hätte eigentlich nicht mehr nach Berlin zu reisen gebraucht. Er führte so viel Bestellungen mit sich, daß er weitere neue nicht mehr annehmen konnte. Und doch war sein Endziel Berlin. Jetzt, im milden Herbstsonnenschein, ließ sich's in der Riesenstadt ganz angenehm leben. Georg ging durch die eleganten Straßen und betrachtete das unruhevolle Leben und Treiben. Jeder Frau, die ihm begegnete, sah er ins Gesicht, mit heimlichem Schrecken und zitternder Freude, daß er unverhofft seinem Weibe begegnen könnte. Der Zufall spielt ja manchmal ganz sonderbar.

Doch war er schon zwei Tage umhergewandert, und noch nicht eine kleine Spur hatte er von Gerta entdeckt. Da machte er sich auf und suchte die Wohnung, deren Adresse er sich aufnotiert hatte. Er mußte ja schließlich mit ihr sprechen. Er mußte ihr sagen, daß er sich scheiden lassen wolle, daß er das ohnehin lose Band zwischen ihnen zerreißen wolle, um ein neues zu knüpfen. Wie sie die Nachricht wohl aufnehmen würde?

Er dachte unwillkürlich an Frau Langenscheidts Worte: „Sie wird Sie weich machen, herumkriegen."

Nein, Gerta würde das nicht tun. Dessen war er sicher. Sie war zu stolz dazu. Doch vielleicht würde sie ihn unbewußt weich machen. Mein Gott, sie war sein Weib. Sie hatten einst alles miteinander geteilt, eheliches Glück und Leid. Das vergißt man nicht so rasch. Mann und Weib wachsen im Laufe der Jahre doch zusammen, unbemerkt, ganz allmählich. Man merkt es erst, wenn eines von ihnen davongeht. Man wird sich nie ganz fremd, ganz gleichgültig. Immer bleibt ein feiner, schwingender Nachhall von der gemeinsamen Lebensliebe in der Seele zurück.

Heide zog die Glocke bei Frau Möllner. So wie einst bei Gerta, öffnete die Frau vorsichtig die Tür und sah verwundert auf den schönen, großen, blassen Mann.

„Sie wünschen?" klang es mißtrauisch.

„Wohnt hier nicht Frau Gerta Heide?" fragte Georg leise, denn hinter irgendeiner Tür konnte ganz gut Gerta stehen und seine Stimme vernehmen. Die Frau schüttelte den grauen Kopf.

„Wohnt nicht mehr da. Ist fortgezogen."

Eine namenlose Enttäuschung überfiel den Mann. Wie, sie war gar nicht hier? Und er hatte sie hier so sicher vermutet, hatte sie förmlich schon heraustreten sehen aus einer der kleinen, weißen Türen.

„Wo könnte ich sie finden?" fragte er sehr höflich. „Ich bin nämlich ein sehr naher Verwandter von ihr."

Ein hübscher, lustiger Mädchenkopf beugte sich über die Schultern der Frau Möllner heraus. Die braunen Augen flogen musternd über den Mann hin, und zugleich rief der Mädchenmund:

„Mutter, das ist sicher der Mann der Frau Heide. Nicht wahr, Sie sind Herr Heide?"

„Ja — wissen aber wissen Sie" —

„Frau Heide hatte ja eine Photographie von Ihnen. Ich sah sie oft, Mutter, ich bin Herrn nur breite."

Frau Möllner machte Platz, und Heide trat in das Zimmer ein.

„Also hier hat meine Frau gewohnt? Wann?"

„O ja, die ganze Zeit über. Gestern, Sie sah nur, wie warten, alles erzählen. Nein, erzählen du, du kannst es besser."

Georg Heide sah am Kaffeetischen Gerta und hörte der Schwätzerin zu, die ein lebendiges Bild vom Verfall Ringers und Schaffen gab.

„Ach, wir haben es gleich gemerkt, daß Frau Heide nicht glücklich war. Was hat sie sich um Ihr Jungchen gesorgt. Und was hat sie geweint. Nicht, Mutter? Sie hat gar seinen Verlust gehabt, hat nur immer gebettet. Dann, wie sich das Fräulein erschossen hatte, ist sie fort, in die Alpen, wie sie sagte. Sie hat uns oft von — wie scheint Heiligenstadt, nich, Mutter? — geschrieben. Und dem hat kam sie mit einem jungen Herrn zurück. Der nahm auch bei uns Wohnung."

Heide wurde sehr blaß, und er kratzte sich hoch auf. Also da kam es wohl. Doch ein dunkler Punkt, doch ein Fehlen.

„Wie hieß der junge Herr?" fragte er trocken und kurz.

„Velten hieß er, und er war Maler. Wenigstens hatte er eine Menge Farben und Paletten. Malen haben wir ihn wohl nie gesehen, nich, Mutter? Doch sie waren man bloß wie zwei Geschwister zusammen, sonst nichts. Wir paßten scharf auf. Und dann reiste der junge Herr ab — fort, wir sahen ihn nie wieder. Und mit Frau Heide ging's dann schlecht. Einmal konnte sie die Miete nicht bezahlen, mein Gott wir sind ja nich so, wir warteten. Sie hatte einen großen Roman geschrieben, und den sagte sie nun von einer Redaktion in die andere. Keiner gefiel er wohl. Immer wenn das uns schon bekannte Paketchen zurückkam, sagten wir: „Ach Gott, heut wird wieder Frau Heide weinen." Nich, Mutter? Zwischendurch schrieb sie wohl kleine Sachen, für die sie dann Geld bekam, daß sie leben konnte. Aber die Miete konnte sie halt nicht zahlen. Und sie aß immer weniger. Wir denken, oft aß sie nicht zu Abend. Sie sagte zwar immer, sie hätte keinen Hunger, aber essen muß der Mensch nu mal." Berta schöpfte ein wenig Atem. Die Pause benützte Heide, um zu fragen:

„Und wo ist sie jetzt?"

„Ja, daß ich weiter erzähle. Es ist ihr halt immer schlechter ergangen, immer schlechter. Und wir — wissen Sie, wir sind keine reichen Leute, ich verdien' mir wohl was mit meiner Schneiderei, nich, Mutter? Aber wir leben halt von der Miete. Und da zog Frau Heide dann aus, sie wollte es, mir scheint, in München oder Dresden versuchen. Ich weiß es nicht. Sie ging vor vielleicht vierzehn Tagen fort, die Möbel ließ sie uns hier, weil sie doch kein Geld für die Miete hatte. Sie will die Möbel später, wenn es ihr einmal besser geht, einlösen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kenner des weiblichen Herzens.

Skizze von Leonardo Merrie.

Als das erste Buch Ondoweras erschien, erfreute ihn nicht das Honorar, nicht der Erfolg beim Publikum, so sehr, als die Bemerkung eines Rezensenten, die bald von den anderen aufgenommen wurde, „er sei ein Kenner des weiblichen Herzens". Ondowera war damals sechsundzwanzig Jahre alt, und diese Meinung hob ihn in seiner eigenen Achtung. In der Tiefe seiner Seele wußte er, daß er von der weiblichen Psyche ebenso wenig wußte, wie ein bartloser Jüngling, doch die Kritik hatte es ausgesprochen, und er hörte es gern. Er dachte es sich schön, Gegenstand weiblicher Verehrung zu sein, Frauen anzuziehen, von einem Roman zum anderen überzugehen und das Recht zu haben, sich ein Liebling der Frauen zu nennen. Bis zu seinem achtzehnten Jahre hatte er seine Beobachtungen und Erfahrungen auf den Tanzabenden in der kleinen Provinzstadt gemacht. Ach, wie unendlich wenig Erfahrungen und Beobachtungen waren es. Dann kamen für ihn Jahre des Kampfes mit ihren ewigen Sorgen um das Morgen, und einige Kellnerinnen in Bierlokalen waren wohl die einzigen Frauen, die er damals kannte, und da er immer nur „ein Glas Dunkles" verlangte, war der Ton dieser Frauen ihm gegenüber rein geschäftlich und trocken.

Als man ihn nun einen Kenner des weiblichen Herzens nannte, erstaunte er zwar, aber er sagte sich, „es ist Instinkt", und glaubte es.

Sein folgendes Buch war schon voll psychologischer Ausführungen. Da er keine Frauen kannte, verdeckte er diesen Mangel durch Schilderungen intimster Seiten der Frauenseele, und in diesen eigensten psychologischen Studien trank er mit Wonne jene Freuden, die er sich von Frauenliebe und -freundschaft vorstellte. Er schilderte den heißgewünschten Sieg über Frauenherzen und triumphierte in der eigenen Seele.

Sein literarischer Ruhm stieg, und er kind im Ruf, daß vor ihm die weibliche Seele kein Geheimnis hätte. Er war schon vierzig Jahre alt, als mit dem Ruhme auch der Reichtum kam. Jetzt hatte er die Möglichkeit, mit Frauen zu verkehren, wie er sie in seinen Romanen schilderte. Aber zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß diese Frauen ihn durchaus nicht für einen Kenner des weiblichen Herzens ansahen. Sie waren lebensmutig, aber die Geheimnisse ihrer Seelen blieben ihm verschlossen. Alle seine Versuche, in sie einzudringen, waren vergeblich. Er kam zur Ueberzeugung, daß alle Frauen, die er kannte, zu unbedeutend und zu oberflächlich waren, und anstatt, daß sie seine Seelenbekenntnisse bereicherten, hörte er, daß sie seinen Ansprüchen durchaus nicht genügten. So war er vierzig Jahre alt geworden, ohne die Liebe kennen gelernt zu haben. In seinem vierundvierzigsten Jahre fuhr er nach Paris. Er stieg in einer großen kosmopolitischen Pension am linken Seineufer ab. Das Milieu dieser Pension, die hauptsächlich von Amerikanern und Engländern, die sich der Kunst widmen wollten, bewohnt wurde, sollte ihm als Studie für einen neuen Roman dienen. Hier lernte er Miß Serl kennen. Sie war vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt, sehr klug, ohne jedes Vorurteil, und ohne eine Schönheit zu sein, fiel sie sofort auf. Sie hatte geglaubt, ein starkes Talent für Malerei zu haben, aber ihre Lehrer sprachen es ihr ab. Das freie, künstlerische Leben im „Quartier Latin" war durchaus nach ihrem Geschmack, obgleich sie ihre Kindheit und Jugend in ganz anderen Kreisen zugebracht hatte.

Eines Tages saß sie und Ondowera im Salon der Pension, und beide rauchten — dabei erzählte sie ihm folgendes:

„Mein Vater ist Pfarrer, und es ist mir nicht leicht geworden, ihn zu überzeugen, daß ich nur hier meiner Kunst leben kann. In mir war immer ein unbesiegbarer Drang nach Freiheit, und mir scheint es viel weniger grausam, daß ich meinen künstlerischen Ehrgeiz begraben muß, als daß ich in die heimatliche Enge zurückkehren soll."

„Was beabsichtigen Sie denn jetzt zu tun?" fragte Ondowera und freute sich, endlich einen interessanten Typ für seinen Roman gefunden zu haben.

„Ich muß nach Hause zurück — als eine vom Schicksal Besiegte. Ich werde wieder den Nachbarn Besuche machen und an Wohltätigkeitsbasaren teilnehmen. Glauben Sie mir, im ganzen Städtchen, in allen Familien werde ich jetzt das schwarze Schaf sein. Mein Geld habe ich hier ausgegeben, und wenn mein Mißerfolg dort nicht schon bekannt ist, werde ich Zeichenunterricht geben — aber ich kann nicht fest darauf rechnen, denn mein Ruf genügt meinen Landsleuten nicht ganz."

Sie zündete sich eine zweite Zigarette an und sagte dann spöttisch: „Vom „Quartier Latin" in Paris in eine Provinzschule Englands — ein sonderbarer Uebergang!"

Sie blieb noch einen Monat in Paris. Ondowera begleitete sie, wenn sie mit ihrem Malkasten Studien machen ging. Es kam vor, daß sie sich im Walde verspäteten und beim Mondschein heimkehrten. Sie sprachen dann leiser und vermieden, sich in die Augen zu sehen. Alles das war ganz unschuldig — aber unvorsichtig. Sie spielten beide mit dem Feuer und gestanden es sich nicht ein.

Der Tag der Abreise von Miß Serl rückte heran. Ondowera hatte ihr längst sein ganzes Leben erzählt, aber nie kam ihm der Gedanke, daß sie von ihm etwas erwartete.

Sein Leben mit den wenigen Erfahrungen hatte ihn gelehrt, daß er den Frauen nicht gefährlich war, und seine wenigen Kenntnisse der weiblichen Psychologie entsprangen einer ganz anderen Art von Frauen. Miß Serl paßte in keine einzige seiner Kategorien. Er wagte kaum zu denken, daß er die Seelenruhe von Miß Serl zerstört haben könne, wußte aber zum erstenmal in seinem Leben, daß er liebte.

Das tägliche Zusammensein, das Leben unter einem Dache mit einem klugen, entzückenden, leidenschaftlichen weiblichen Wesen ist gefährlich für jeden Mann, für ihn war es mehr. Er dachte schon lange nicht mehr an Romane, die er mit Fürstinnen und Herzoginnen erleben würde — aber seine Arbeit kam nicht weiter. Ihm schien alles, was er jetzt durchlebte, viel interessanter, als das von ihm Erdachte. Er liebte und konnte sich doch nicht entschließen, Miß Serl zu fragen: „Wollen Sie mein Weib werden?" Wie glücklich wäre er gewesen, aber er war fest überzeugt, eine Absage zu erhalten und fragte sie nicht. Er zitterte vor dem letzten Abend; aber auch der verging wie alle Abende. Er hatte wohl gesehen, daß in ihren Augen etwas wie eine Erwartung, eine Aufforderung lag, aber er verstand sie nicht zu deuten.

Den letzten Tag forderte er sie auf, mit ihm irgendwo auf dem Lande Mittag zu essen. Sie verbrachten einen herrlichen Abend, und auf dem Nachhauseweg hielt Ondowera, daß es wohl kein bessres Zusammensein mit Miß Serl hier geben würde. Die Fülle gemeinsamer Gedanken und Empfindungen erfüllte seine Seele. In der Pension schlief alles, als sie hineintraten.

„Ich nehme die Erinnerung an diese letzten schönen Stunden mit mir," sagte sie.

„Ich werde immer an Sie denken," antwortete Ondowera.

Sie nahm den Hut ab und strich mit dem Spiegel ihr Haar.

„Wollen Sie mir schreiben?" fragte er leise.

„Ja, wenn Sie mir auch schreiben wollen."

„Mehr als Sie wünschen — ich werde mit Sehnsucht auf Ihre Briefe warten."

„Sie werden wohl wenig Interessantes erhalten."

„Sie werden von Ihnen sein . . . Ich wünschte, Sie führen nie fort."

Sie hob die Augen und sah ihn an. „Warum?"

Ondowera antwortete nicht gleich. Schon was er gesagt, schien ihm zu viel. Wenn er jetzt sagen würde, „weil ich dich liebe", würde sie ihn auslachen, und das wußte sie doch fühlen, wie er sie liebte.

„Wir haben doch sehr angenehm die Zeit verbracht," sagte er.

„Es ist schon spät," sagte Miß Serl mit erbleichenden Lippen, „es ist Zeit, schlafen zu gehen. Gute Nacht."

Sie reichte ihm die Hand, welche heftig zitterte.

„Gute Nacht," sagte Ondowera und kam sich wie einer seiner edlen, entsagenden Helden vor. Er begleitete sie bis zu ihrer Tür und kehrte in den Salon zurück. Dort ging er auf und ab und stellte sich vor, wie viele schöne innige Worte er ihr hätte sagen können, denn er liebte zum ersten Male und liebte heiß und leidenschaftlich und unverständig, wie sonst nur die Jugend liebt.

Erst nach drei Wochen erhielt er ihren ersten, kurzen Brief. Sie schrieb ihm, daß sie Zeichenlehrerin sei und wie sie sich in den alten Verhältnissen fühle; welche Aussichten sie für ihre Zukunft habe, davon schrieb sie nicht ein Wort. — Er antwortete sofort und bestürmte sie mit Fragen. Aber sie antwortete ihm nicht.

Ondowera verließ die Pension. Alles mißfiel ihm dort seit Miß Serls Abreise. Er zog in ein Hotel und ergab sich einer fieberhaften Tätigkeit, um Miß Serl zu vergessen. Nach einigen Monaten stand er auf dem Deck eines Dampfers, der ihn nach England bringen sollte. Er hatte seinen Roman beendigt, war mit seiner Arbeit zufrieden, aber fühlte keine Freude an derselben. Alle seine Gedanken waren bei Miß Serl. Er wollte einen Umweg machen und auf einen oder zwei Tage nach dem Städtchen fahren, um sie zu sehen. Natürlich waren die Umstände einer Erklärung nicht so günstig, wie damals in Paris, aber diesmal war er entschlossen, es doch zu wagen. Ganz entgegen seiner sonstigen Unentschlossenheit entschied er jetzt alles rasch, fest entschlossen, alles zu versuchen. In B. angelangt, kleidete er sich im Gasthof um und ging direkt in die Schule. Das Städtchen mit den kleinen grauen Häusern, den engen Straßen, erschien ihm schrecklich. Er stellte sich vor, wie sie in dieser Umgebung leiden mußte, und freute sich, daß er sie aus diesem Gefängnis befreien würde. Er bog in die Hauptstraße und stand in diesem Augenblick vor ihr. Sie reichten sich stumm die Hände und standen so einige Sekunden.

„Wie kommen Sie hierher?" fragte sie mit zitternden Lippen.

„Ich bin gekommen, Sie zu sehen. Wie geht es Ihnen?"

„Danke. Blieben Sie noch lange in Paris?"

„Ich komme direkt von da. Und Sie, Miß Serl, sind Sie noch an der Schule?"

„Nein."

„Nicht? Ich hätte Sie dort gesucht. Was machen Sie denn jetzt?"

„Ich bin verheiratet."

Sein Herz stand still, das Blut schien ihm langsam zu erstarren.

„Verheiratet!" stammelte er.

„Ja, schon vier Monate."

„Ich gratuliere", sagte er nach einem minutenlangen Schweigen.

„Danke — mein Mann ist hier Rechtsanwalt. Kommen Sie, bitte, doch zu uns."

„Sehr gern, aber ich fürchte, ich verpasse den Zug — ich muß heute noch in London sein."

„Dann wollen wir ein wenig auf und ab gehen. Wann erscheint Ihr Buch?"

„In einigen Wochen. Sie hätten mir schreiben sollen — Sie versprachen es mir."

„Ja, ich weiß es."

„Und warum taten Sie es nicht? Ich wäre sehr glücklich gewesen, denn ich sehnte mich nach Ihnen. Und sind Sie jetzt glücklich?"

„Ich glaube — und Sie wollen wirklich nicht zu uns kommen?"

„Nein, nein! Offen gestanden, ich will Sie nie wiedersehen."

„Das ist liebenswürdig!"

„Sie verstehen mich sehr gut. Es ist besser, ich sehe Sie nie wieder, aber ich möchte Ihnen etwas sagen, bevor wir für immer auseinandergehen."

„Machen Sie nicht!" sagte sie aufgeregt. „Um Gottes willen, sprechen Sie nicht!"

„Jetzt muß ich es. Ich liebte Sie, leidenschaftlich und heiß — Sie waren meine einzige Liebe."

„Warum sagen Sie mir das erst jetzt?" fragte sie tonlos.

Bei diesem schmerzlichen Ton verstand er plötzlich alles. „Mein Gott", stammelte er, „wenn ich damals . . ."

Sie war blaß wie der Tod.

„Wenn, sagen Sie mir, wenn ich Sie damals gebeten hätte, meine Frau zu werden, würden Sie es gewesen haben?"

„Ich weiß nicht," sagte sie kaum.

„Ich liebe Sie so, sagen Sie es mir."

„Ja, ja, ich will es Ihnen sagen. Was ist nun herbarer Schmerz? Welche Wunde schmerzt mehr? O, wie wäre ich glücklich gewesen, wenn Sie mich damals gebeten hätten! Ich habe so darauf gewartet. Und Sie waren blind. Und jetzt verwunden Sie mich das zweite Mal . . . Sie kommen zu spät!"

„Ich fürchtete, von Ihnen abgewiesen zu werden, konnte mich nicht entschließen, und hätte doch mein Leben für Sie geopfert."

„Ich wollte nicht Ihr Leben — nur Ihre Liebe — aber ich darf das nicht sagen, das ist nicht gut. Es ist besser, wir verabschieden uns und jeder geht seine Wege."

„Zu spät", murmelte er.

„Ja, zu spät! Vor einigen Monaten durfte ich Ihnen sagen, wie innig ich Sie liebe — jetzt nicht, denn ich habe Pflichten gegen meinen Gatten. Wir beide stehen das Glück an uns vorübergehen — das ist nun unwiederbringlich verloren! — Lächeln Sie und sagen Sie mir ein paar Worte", sagte sie plötzlich erregt, „es kommen Bekannte von mir."

Er verzog sein Gesicht zu einem Lächeln, murmelte unverständliche Worte, verbeugte sich tief und ging.

*

Sie haben sich nie wiedergesehen. Er übersandte ihr ein Exemplar seines neuesten Werkes, das einen glänzenden Erfolg hatte. Auf der ersten Seite hatte er die Worte geschrieben:

„Die brennendste, tiefste
Reue empfinden wir nicht
über unsere Sünden, sondern
über unsere Dummheiten!"

Wie Schiller zu seinem Tell kam.

Goethe erzählte uns, wie er im Jahre 1796 den Plan gehabt, die Sage vom Tell als episches Gedicht in Hexametern zu behandeln.

„Ich besuchte", sagte er, „im gedachten Jahre noch einmal die kleinen Kantone um den Vierwaldstättersee, und diese reizende, herrliche und großartige Natur machte auf mich abermals einen solchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechselung und Fülle einer so unvergleichlichen Landschaft in einem Gedicht darzustellen.

Den Tell dachte ich mir als einen urkräftigen, in sich selbst zufriedenen, kindlich-unbewußten Heldenmenschen, der als Lastträger die Kantone durchwandert, überall gekannt und geliebt ist, überall hilfreich, übrigens ruhig sein Gewerbe treibend, für Weib und Kind sorgend und sich nicht kümmernd, wer Herr oder Knecht sei.

Den Geßler dachte ich mir dagegen zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes tut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes tut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und dessen Wohl und Wehe so völlig gleichgültige Dinge sind, als ob sie gar nicht existierten.

Das Höhere und Bessere der menschlichen Natur dagegen, die Liebe zum heimatlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländischer Gesetze, das Gefühl ferner der Schmach, sich von einem fremden Wüstling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu sehen, und endlich die zum Schluß reifende Willenskraft, ein so verhaßtes Joch abzuwerfen — alles dieses Höhere und Gute hatte ich den bekannten edlen Männern Walther Fürst, Stauffacher, Winkelried und anderen zugeteilt, dieses waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewußtsein handelnden höheren Kräfte, während der Tell und Geßler zwar auch gelegentlich handelnd auftraten, aber im ganzen mehr Figuren passiver Natur waren.

Von diesem schönen Gegenstande war ich ganz voll, und ich summte dazu schon gelegentlich meine Hexameter. Ich sah den See im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich sah ihn im Glanze der lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen. Dann stellte ich einen Sturm dar, einen Gewittersturm, der sich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimlichen Zusammenkünften über Brücken und Stegen.

Von allem diesem erzählte ich Schillern, in dessen Seele sich meine Landschaften und meine handelnden Figuren zu einem Drama bildeten. Und da ich andere Dinge zu tun hatte und die Ausführung meines Vorsatzes sich immer weiter verschob, so trat ich meinen Gegenstand Schillern völlig ab, der denn darauf sein bewunderungswürdiges Gedicht schrieb."

Tierische Waisenpflege.

Waisenpflege bei den Tieren ist ein weitverbreiteter und sogar durch die Menschen geförderter Brauch. Hühner brüten nicht nur Enteneier mit derselben Akkuratesse wie die eigenen aus, sondern kümmern sich um die dem Ei entschlüpften Pfleglinge mit derselben rührenden Sorgfalt, die sie den eigenen Küchlein angedeihen lassen, und ängstlich läuft die Glucke am Teichrande auf und ab oder watet gar ins Wasser, wenn sich die kleinen Dinger auf das feuchte Element wagen. Der raffinierte Kuckuck nutzt den Trieb zur Waisenpflege bei andern Vögeln weidlich aus, legt seine Eier in fremde Nester und überläßt den Pflegeltern das Weitere. Hündinnen üben in zoologischen Gärten nicht selten Mutterpflichten an wilden Tieren, und in Langerwisch bei Potsdam hat, wie das Osthavelländische Kreisblatt berichtet, jüngst sogar eine Boxhündin ein Ziegenlamm an die Hundebrust genommen, nachdem sie die eigenen Köterlein verstoßen hatte. Daß derartige Vorkommnisse bereits im vorklassischen Altertum beobachtet wurden, beweist die römische Sage von Romulus und Remus, die angeblich von einer Wölfin genährt wurden.

Ein neuer Reflektor für Automobile ist so eingerichtet, daß er je nach Wunsch des Chauffeurs einen schmalen, sehr scharfen Lichtstreifen vorauswirft, oder das Licht breit über die Straße verteilt.

In den besten deutschen Forstbetrieben belaufen sich die jährlichen Erhaltungskosten auf etwa $13 per Acre, während die Brutto-Einnahmen $24 per Acre betragen. Das ergibt einen Reinertrag von $11 per Acre.

Unsere
Schnittmuster-Offerte.

9675.
Eine einfache Damen-Blusentaille, mit oder ohne Chemisette.

Dieses praktische Modell eignet sich für Lawn, Madras, Gingham, Voile, Crepe, Marine, Linnen oder Seide. Das Kleidungsstück wird über den Kopf angezogen und in der Mitte geschlossen. Ein Chemisette, mit niedrigem Hals oder mit einem Stehkragen versehen, kann unter der Taille arrangiert werden. Der Aermel in voller Länge hat eine Umlegemanschette, während der kürzere Aermel eine fassonierte Manschette zeigt. Das Muster ist in 6 Größen geschnitten: 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 3 Yards 44zoll. Stoff für die 36zoll. Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

Senden Sie 10c in Silber oder Stamps für unseren neuesten 1913—1914 Herbst und Winter Katalog, der über 400 Dessins von Damen-, Mädchen- und Kinder-Mustern enthält, ferner einen sachlichen und umfassenden Artikel über Kleidermachen, welcher an die Heim-Kleidermacherin wertvolle Winke erteilt.

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Nummer werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
..... Zoll Brust- oder Taillenweite. — 10 Cts
(Jahre .... bei Kinderfachen.)
Name .....
No..... Straße.....
.....Stadt.....